Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 11 (1866)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische
Lehrer-Zeitung.
Organ des schweizerischen Lehrervereins.

XI. Jhrg. Samstag, den 1. September 1866. Nr. 35.

Erscheint jeden Samstag. — Abonnementspreis: jährlich 3 Fr. 20 Rpn. franko durch die ganze Schweiz. — Insertionsgebühr: Die gespaltene Petitzeile 10 Rp. (3 Kr. oder 4/5 Sgr.) — Einsendungen für die Redaktion sind an Seminardirektor Rebsamen in Kreuzlingen, Kt. Thurgau, Anzeigen an den Verleger, J. Feierabend in Kreuzlingen, zu adressiren.

Deutsche Wörterbücher.

I.

Nachstehenden, mit seltener Sachkenntniß und auch sonst meisterhaft geschriebenen Artikel aus der Augsb. Allg. Zeitung glauben wir den Lesern der Lehrerzeitung nicht vorenthalten zu sollen. Hoffentlich sind es unter den schweizerischen Lehrern mehr als zwei oder drei, wie der Verfasser vom Publikum des Augsburger Blattes voraussetzt, die denselben wirklich und mit Genuß lesen.

Den zwei oder drei Lesern, welche nach einem Blick auf obigen Titel sich nicht für immer seufzend von uns abgewandt, können wir die Mittheilung machen, daß in dem bezeichneten Artikel die letzten Monde einen reichen Segen in das Land gebracht haben. Die Thatsache ist nicht so unbedeutend, wie sie aussieht, sie ist sogar ohne einige Beiziehung des Wunderbegriffs gar nicht vollständig zu erklären. Um das zu verstehen, muß man ein im Feuer der Trübsal, d. h. durch Bestellungen auf deutsche Gelehrtenwerke geläuterter Büßer sein. Wer z. B. im Jahr 1848 Wilhelm Wackernagel's „Geschichte der deutschen Literatur" zu kaufen begonnen, sich später die Fortsetzung erworben, und seitdem, das ist jetzt seit vielen Jahren, immer noch Seite 496 mitten in einem angefangenen und nicht vollendeten Satze steckt, der kommt natürlich auf die Vermuthung: der selige Verfasser sei damals durch irgend ein Schicksal der irdischen Trübsal und seinen wissenschaftlichen Verbindlichkeiten für immer entrückt worden. Und doch hat man sichere Kunde, daß der selige Verfasser noch lebt und rüstig arbeitet, wie er denn z. B. 1861 sein „Altdeutsches Handwörterbuch" ans Licht gestellt hat. Wiederum 1855 ließ man sich vom Faustisch-germanischen Wissensdrang bestricken, folgte frohgemuth der Trommel der C. A. Kochschen Verlagshandlung in Greifswald, geschlagen von Hrn. Th. Kunike, und subskribirte auf das „Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit," verfaßt von J. G. L. Kosegarten. In der That gieng es auch rasch vorwärts, und vier Jahre nach unserer Katabasis in das deutsche Niederland waren wir schon bei dem Buchstaben A angelangt, S. 440 bei dem Worte angetoget, das ist verhochdeutscht: angezeigt. Es war damit angetoget, daß die lebenszäheren von uns zehntausend Katabaten nach Ablauf von etwa 160 Jahren im Besitz eines vollständigen Exemplars des Niederdeutschen Wörterbuchs sein würden; eine fröhliche Aussicht, die uns aber ein zur Schwermuth und Medisance geneigter Kamerad durch die Bemerkung vergällte, daß bis dahin ein slavisches oder mongolisches Glossar in jenen Gegenden eher vonnöthen sein möchte. Es kam anders. Im Jahr 1860 wurde uns abermals von der Verlagshandlung angetoget, daß unser Xenophon Kosegarten zum Hades entwandelt sei, daß aber bei vollständig geordnet vorliegendem Material der Fortgang des Werks nicht unterbrochen sei. Seitdem warten wir, was Messias und was Thalatta auf plattdeutsch heißt.

Um unterdessen im Gemeindeutschen nicht zurückzubleiben, hatten wir anno Domini 1853

auf das „Deutsche Wörterbuch" von F. L. K. Weigand, der Brüder Grimm würdigem Landsmann und Mitarbeiter, Beschlag gelegt. Im Jahr 1857 war das K erreicht und vollendet, und ein erster Band, mäßig im Umfang, trefflich im Inhalt, abgeschlossen (Gießen, bei J. Ricker). Die folgenden Jahre führten uns sogar bis in das S hinein; hier aber, im fruchtbarsten der deutschen Buchstaben, stehen wir nun auch wieder seit etlichen Wintern bei dem Wörtlein schmiegen, „welches auch so viel ist, als sich geschmeidig schleichend fortbewegen". Möge doch Hr. Weigand bedenken, daß auch für uns nachgerade die Tage kommen, in welchen der Mensch sich zwar „schleichend", aber nicht mehr so ganz „geschmeidig" fortbewegt. Möge er, vielleicht zu bescheiden, um es selbst zu wissen, von uns es vernehmen, daß ein solches Buch, von handlichem Umfang und gründlichster Wissensfülle, gerade das ist, was uns fehlt, und was auf dem Bücherbret keines gebildeten Deutschen fehlen sollte. Wir wissen verschiedene Leute, welche sich im Laufe des vergangenen Jahres beträchtlich weniger blamirt hätten, wenn sie, statt ihre eigenen etymologischen Windeier zu brüten, ein bischen in ihrem „Weigand" nachgeschlagen hätten.

Natürlich war es, wenn wir unter solchen Erinnerungen uns bewundernd der energischen Zweimännerkraft erfreuten, welche nach Georg Friedrich Benecke's Tod (1844) in dessen Nachlaß hineingriff und neuschaffend in verhältnißmäßig kurzer Frist, 1854, den ersten Band (A—L) des „Mittelhochdeutschen Wörterbuchs" zu Tage förderte. Sodann 1861 lag der dritte vor (T—Z), und ihm folgte 1863 des zweiten Bandes erste Abtheilung (M—R). So steht heute nur noch, ein Band für sich im deutschen Alphabet, der Buchstabe S im Bau, und auch dieser ist schon bis zum Wort stande heraufgediehen. Wie sich die beiden Herausgeber Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke in die mächtige Arbeit getheilt, das mag der Leser in ihren Vorreden selbst erkunden; wie dies und das bequemer und richtiger, vollständiger und besser hätte werden sollen, mag er in den Rezensionen der deutschen Gelehrten nachlesen; wie dieses mittelhochdeutsche Wörterbuch eine Fülle von altdeutschem Sprach- und Geistesleben und eine schöne Probe von neudeutscher Stoffbewältigung in sich schließt, wie es für jede tiefere Erkenntniß unserer Sprache und Literatur unentbehrlich ist, das wird jeder erfahren, der das Buch gebraucht; — „was freilich jene hochmüthigen, hämischen Tadler nicht bedenken, die, des Vermögens gerechter, freudiger Anerkennung bar, mit kleinlicher, schulmeisternder Mäkelei verfolgen, was sie selber nicht einmal in annäherndem Maße hinzustellen im Stande wären."

So standen die Dinge, als Ende 1861 Hr. Oskar Schade in Halle sein „Altdeutsches Lesebuch" herausgab (Halle, 1862). Kein Wunder, wenn wir nach den geschilderten Erfahrungen die „kurze Zeit", in welcher laut Vorrede das Wörterbuch nachfolgen sollte, mit schweigender Entsagung hinnahmen. Wirklich zog mehr als ein Herbst über das Land weg, und fast hatten wir das Versprechen vergessen, als Ende 1865 das „Altdeutsche Wörterbuch" vor uns trat.

Ein Menschenalter ist dahin, seit C. G. Graff, der vielgeschmähte und heute noch unentbehrliche, den ersten Theil seines „Althochdeutschen Sprachschatzes" in die Welt geschickt hat (Berlin 1834). Dreizehn Jahre lang hatte der Mann gebohrt, bis der erste Strahl aus den Schichten einer lange versunkenen Sprachwelt zu Tage quoll. Als er begann, da freilich ahnte er „weder die Schwierigkeit und Größe dieses die Kraft eines Einzelnen fast übersteigenden Unternehmens, noch die Mühen um Erlangung der nothwendigen Unterstützung, am allerwenigsten die feindseligen Verfolgungen, mit denen Mißgunst, Selbstsucht und Parteigeist, literarischer und politischer, das Gelingen zu erschweren suchen würden. Welche lange, mühselige Arbeit hat dieses Werk mir auferlegt, welchem Gram und Kummer, welchen Kränkungen und Verletzungen mich ausgesetzt, welche Opfer von mir gefordert! Gesundheit, Besitz und Erwerb habe ich für dasselbe hingeben müssen, ja selbst der Fürsorge für die Meinigen hat es mich beraubt, indem es mich auf jeden Nebenverdienst Verzicht zu leisten verpflichtet hat. Nur durch frommes, vertrauungsvolles Gebet und durch treuen, unermüdlichen Fleiß bin ich, wenn auch spät, erst beim Sinken meines Lebens, halberblindet und

an Körper und Geist geschwächt, der Vollendung meines Werks nahe gekommen."

Die Vollendung war ihm nicht beschieden; über dem 43. Bogen des fünften Bandes sank die Feder aus der Hand und der gebrochene Körper ins Grab. Grimm, Lachmann, Hagen, H. F. Maßmann standen an dem Sarge, und der letztgenannte übernahm das Erbe und vollendete im Jahr 1846 die 1821 begonnene Arbeit. Vieles hatte Graff gefehlt und verfehlt, die unter Bopp's, Grimm's, Pott's, Humboldt's Fahnen jugendkräftig vorschreitende Wissenschaft hatte den Mann in währender Arbeit überholt, und dem Alten fehlte der Sehnenschwung für eine zweite Laufbahn. Aber wer kann heute noch die 7000 Spalten des althochdeutschen Sprachschatzes missen? und, sagt Schade mit vollem Recht, warum in dieser langen Zeit haben die Tadler nicht lieber selbst Hand angelegt und eine bessere Leistung hingestellt? Um so willkommener sei uns denn dieses neue Buch, wenn es auch nur 1500 Spalten zählt. Oder, meine Herren, ziehen wir es vor, dem jungen Vogel bei Zeiten die Federn auszurupfen, die Augen auszuhacken und ihn mit unsern spitzigen Rezensentengriffeln an die Thorflügel unsers alah, unsers altdeutschen Heiligthums zu spießen, ein Skalp mehr an Wodan's Altare, ein Exempel für männiglich, der da wagt, ohne hohe obrigkeitliche Erlaubniß in den „altdeutschen Wäldern" das Streurecht zu üben? Oder setzen wir uns hin und suchen von Seite 1 bis S. 765 ein Spicilegium von Ausstellungen zu einer hübschen Dornenkrone zusammen? An Stoff kann es nicht fehlen; denn wenn es Hrn. Schade nicht unschwer fiel, in seinem Lesebuch die gothische, altsächsische, die alt- und mittelhochdeutsche Mundart zu vereinigen, so ist es doch ein ganz anderes Spiel, diese so verschiedenen Sprachformen zur alphabetischen Einheit zu binden. Die Vorrede rechtfertigt natürlich so gut sie kann des Verfassers Behandlungsweise; aber ebenso natürlich bleiben der Mißstände gar mancherlei. Der Mangel an Gewährstellen erklärt sich zwar durch die gedrungene Anlage des Ganzen, bleibt aber gleichwohl schwer zu beklagen und giebt der Arbeit ein etwas kompilatorisches Aussehen. Wenn es ferner vor so vielen und so vielwissenden Männern nicht zu dumm klingt, so möchten wir, statt „bald dieser, bald jener Mundart den Vortritt zu gestatten, je nach der Ueberlieferung", beinahe rathen, in solchen Zweifelsfällen den neuhochdeutschen Lautstand zur Grundlage für die Anordnung zu nehmen, geben aber gern zu, daß wir bei der Anwendung dieses Gedankens vielleicht bald wieder an Schade's oder W. Wackernagel's Praxis herzlich froh wären. Im Alphabet herrscht eben einmal der Buchstabe, und „der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig." Und ein Geist der Verständigkeit, der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit, des organischen Zusammenhangs geht auch durch diese langen, scheinbar öden Wörterreihen. Mit Sorgfalt ist durch gegenseitige Verweisungen das Getrennte wieder verbunden, sind die verwandten Sprachen, auch die lebendigen deutschen Mundarten, zur Vergleichung beigezogen, sind, ein ganz besonderes Verdienst, die so zahlreichen Uebergänge deutscher Wörter in die romanischen Idiome nachgewiesen. In der Aufstellung der Bedeutungen hätte dann und wann ein Wörtlein mehr nicht geschadet. Wenn z. B. das altdeutsche anasëzzo einfach mit dem lateinischen assessor glossirt ist, so ist nicht jedermann so bewandert in Alt- und Neugermanien, wie jener liebenswürdige Skribent aus Tirol, der uns neulich seine fromme Pilgerfahrt nach Tschötsch gar anmuthvoll geschildert hat. Ein solcher weiß freilich, daß mit jenem Wort keine cheruskischen Gerichtsassessoren gezeichnet sind, sondern zumeist die freien Männer, wie sie auf den germanischen Herrenhöfen, den Ansiedeln und Ansitzen, hausten, und vom deutschen Bundestag so wenig ahnten, als wir von den Dingen, die nach 1500 Jahren sein werden. Ueber diesem anasëzzo kamen statt weiterer Einzelkriteleien mancherlei Gedanken anderer Art über uns. Glücklicher, dachten wir, fühlten sich jene Männer doch vielleicht auf ihren einsamen Gesaßen, als wir in unsern kultivirten Metropolen; nicht etwa, weil es noch keine Assessoren und Obertribunalräthe gab, sondern weil sie nicht an die Zukunft dachten, wie ihre reflexionsbleichen Epigonen. Wir denken aber an die Zukunft nicht so wie jener Römer, der da meinte: er wäre der unglücklichste Mensch,

wenn er glauben könnte, daß es nach zehntausend Jahren kein Rom mehr gäbe. Wir sind bescheidener geworden. Wir sehen unser allzu kunstvoll staatliches Gefüge tagtäglich darauf an, ob die Wände noch im Blei und Loth stehen, die Grundmauern sich nicht wieder um etliche Zoll gesenkt haben, und selbst die heitersten Gemüther weigern sich nachgerade, ihre nationale Versicherungsprämie auf mehr als zehn Jahre vorauszubezahlen. Die meisten Regierungen haben daher seit Jahren, um das Vertrauen des Publikums zu heben, bedeutenden Rabatt angeboten in Form von allerlei liberalen Konzessionen; aber auch mit Einrechnung dieses Rabatts findet das Volk die Sicherheit seiner nächsten Zukunft durchaus nicht al pari mit seinen eigenen dermaligen Leistungen und mit der Zahlungsfähigkeit der herrschenden Mächte.

Derlei Gedanken können einem deutschen Stubenmenschen aufsteigen, wenn er in stiller Mitternacht durch die todten Wörtergassen seiner Sprache wandelt. Noch rauscht unabsehbar ausgegossen das Meer dieser Sprache vom Rheine bis zur Weichsel, vom Gotthard bis zur baltischen Düne. Aber Volk und Sprache sind zweierlei; die Sprache mag zwar so stark und süß erklingen, wie Amphions Leyer, nicht aber vermag sie wie diese den unzerbrechlichen granitenen Ring um eine Staatsgemeinschaft zu schließen. Wie viel weiter hat jenes Völkermeer einst seine Wellen geschlagen; über Schweiz und Elsaß, Lothringen und Niederland, bis zur Königsau, von den Enden der Ostsee bis in die Thäler der Karpathen und über die Wasserscheide der Alpen ergoß es seine Fluthen, ergießt die Sprache sie heute noch. „Soweit die deutsche Zunge klingt" — aber was nützt dem Narren seine Zunge? Dem Deutschen, scheint es, war sie von Anbeginn zu Hader und Zwiespalt verliehen. Haß der Völker und Zank der Fürsten, Thorheit und Schlechtigkeit um die Wette haben das ihrige gethan, und wir, d. h. wir von unserm dummen Wörterbücherstandpunkt aus, sehen den alten Schaden noch heute fortschwären. In erster Reihe, sollte man glauben, wäre es das Erbamt der alten Markgrafschaften, dem Erbübel sich entgegenzustemmen; aber wohin wir blicken, sehen wir das Gegentheil, slavische, finnische, romanische, selbst feindliche germanische Fluthen dringen immer tiefer herein und immer kecker, ja sie werden künstlich hereingelockt, und nirgends regt sich von innen heraus eine kräftige nationale Gegenfluth gegen den barbarischen Anschwall, überall Ebbe.

Reklamation.

Der Verfasser der in Nro. 32 erwähnten Einsendung: „ein falscher Freund unserer Schulen" erhebt Einsprache gegen die dortige Anmerkung der Redaktion. „Es habe nie in seiner Absicht gelegen, sich gegen die **Sache** auszusprechen, die man seit einiger Zeit mit dem Namen „Schulzwang" zu bezeichnen pflege. Nur diese **Benennung** sei es, welche er als unangemessen, der Sache nicht entsprechend, unter Umständen selbst als gefährlich bezeichnen wollte. Statt von Zwang sollte man vielmehr von einem Recht der Kinder auf Schulbildung reden, einem heiligen und unveräußerlichen Rechte, für welches der Staat die Garantie übernimmt, so daß selbst Eltern, wenn sie auch wollten, es ihren Kindern nicht verkümmern dürften. So haben auch die Eltern in ihrer Mehrzahl die Sache bisher aufgefaßt und nur wenigen sei sie bloß als Pflicht oder gar als Zwang erschienen. Man sollte deßhalb nicht sagen: Ihr **müßt** die Kinder zur Schule schicken, denn im Lande gilt **Schulzwang**. Das rufe dem Unwillen und dem Widerspruch. Vielmehr soll es heißen: Euere Kinder **müssen** zur Schule, denn das Gesetz gewährt ihnen das unverkümmerte **Recht** auf Schulbildung; **ihr** müßt, und auch **wir**, die Schulvorsteher, müssen diesem Rechtsanspruch Geltung verschaffen und haben darum eine unabweisbare Pflicht, die Kleinen ihre Schule ungeschmälert genießen zu lassen." — Wir brauchen kaum zu sagen, daß wir in diesem Sinn vollständig mit dem verehrten Herrn Korrespondenten einverstanden sind. Ob der vorgeschlagene Ausdruck „**Schulrecht**" zutreffend und adäquat sei, müssen wir zwar bezweifeln; (man vergleiche auch die Ausdrücke: Kirchenrecht, Personenrecht, Sachenrecht, Strafrecht ꝛc.; in ähnlichem Sinn hat z. B. Kirsch in 2 Bänden das Volksschulrecht bearbeitet); dagegen steht außer Zweifel, daß die Bezeichnung „Schulzwang" etwas Schiefes und Gehässiges

hat, und bemerkenswerth ist dabei immerhin, daß sie durch die Gegner der Schulbildung in Kurs gebracht wurde. Man sollte sie in der That wohl nicht so leichthin akzeptiren und immer noch lieber von der **Schulpflicht** sprechen; redet man doch auch nicht von Wahlzwang, Militärzwang, Bürgerzwang, u. s. w., sondern von Wahlrecht, Militärpflicht und Bürgerpflicht. Und warum eifert Hr. Lukas nur für die Schulfreiheit und nicht auch für Militärfreiheit und Bürgerfreiheit? Schon Luther meinte: „Wenn die Obrigkeiten ihre Unterthanen anhalten können, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen und einander todt schießen oder verstümmeln, wie viel mehr, daß sie ihre Kinder zur Schule halten müssen, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist mit dem leidigen Teufel."

Schulnachrichten.

Schaffhausen. (Korr.) Es ist wohl an der Zeit, daß wir auch wieder einmal ein Lebenszeichen in der Lhrztg. von uns geben, sonst könnten unsere l. Kollegen jenseits des Rheins leicht glauben, wir seien bereits „Wilhelm dem Adler" und seinem Falkner zur Beute geworden. Das diesjährige Rendez-vous der Schaffhauser Lehrer fand am 16. August im „Thiergarten" statt. Um schwerem Mißverständniß vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß der genannte Thiergarten ein respektables Gasthaus in Schaffhausen ist und in neuerer Zeit den menschenwürdigeren Namen „Schaffhauserhof" bekommen hat. Wenn die Theilnehmer die ganze Zeit nur auf gemüthliche Unterhaltung verwendet hätten, so dürfte sie deßwegen kein Mensch zur Rechenschaft ziehen, denn der Verein ist ja ein freiwilliger; aber sie sind ans Schaffen und Hausen gewöhnt und wären sie auch nicht mit dem Entschluß zu ernster Thätigkeit gekommen, so hätte sie das kräftig ernste Eröffnungswort des Vizepräsidenten, Hrn. Reallehrer Keller, dazu geführt. Er erinnerte an die Fragen, welche in früheren Tagen die Lehrerschaft drückten und beschäftigten, zeigte, wie dieselben befriedigend gelöst worden, wie sich unser Schulwesen gegenwärtig im Friedensstadium befinde und daß es nun unsere Aufgabe sei, mit Treue, Liebe und Hingebung am innern Ausbau der Schule zu arbeiten.

Erstes Haupttraktandum war: Berichterstattung über die Lösung der erziehungsräthlichen Preisaufgaben pro 1864/65.

Die erste Frage lautet: „Was kann zur Erhaltung und Förderung der geistigen und sittlichen Regsamkeit angehender Lehrer geschehen von diesen selbst, von ältern Lehrern, von Behörden, Gemeinden ꝛc." Und die zweite: „Inwiefern sind die Klagen über die ungenügenden Leistungen der Fortbildungsschule begründet?

a. Auf welche Weise und in welchen Fächern tritt ein ungenügender Erfolg zu Tage? Insbesondere, in welchen Fächern leistet die Fortbildungsschule Besseres, als die ihr vorhergehende Elementarschule, in welchen Gleiches, in welchen bleibt sie zurück?

b. Wo liegen die Ursachen des etwaigen ungenügenden Erfolges und wie kann denselben vorgebeugt werden?"

Das erste Thema ist von Hrn. K. Müller in Gächlingen, das zweite von Hrn. Brütsch auf der Steig bearbeitet worden. Weil beide Fragen so durchaus praktischer Natur sind und des Materials die Fülle vorlag, die Referenten ihre Aufgabe mit vielem Geschick lösten, war auch die Diskussion eine sehr belebte und trug durchweg den Stempel aufmerksamer Beobachtung und reicher Erfahrung. Bezüglich des ersten Themas drehte sie sich hauptsächlich um die Frage, ob nebst der frühen definitiven Anstellung der übliche Prüfungsmodus nicht eine Hauptschuld an dem geringen Fortbildungstrieb mancher jungen Lehrer sei. Der Bearbeiter der Preisaufgabe, sowie der Rezensent redeten einer zweiten Prüfung, einer sog. Dienstprüfung das Wort, letzterer, Herr Bührer in Stein, in folgender Weise: „Unsere Konkursprüfungen sind derart, daß der Examinand sich längere Zeit ernstlich mit oberflächlichen, körper- und geisttödtenden Repetitionen, mit Auswendiglernen halbbegriffener Definitionen beschäftigen muß. Eine solche Gelehrsamkeit kann höchstens abstumpfen und im Schul- und sozialen Leben weder Kälte noch Wärme erzeugen. Und was bewirkt ein solches Lernen erst bei denen, die trotz dem musterhaftesten Fleiß bei der Prüfung

keine Anerkennung finden? Ihre Flügel sind gelähmt, zu einem zweiten Flug können sie sich nur schwer und zum dritten fast unmöglich erheben. Ob aber nicht auch die so nöthige Berufsfreudigkeit darunter leiden müsse? Ich möchte dem Lehramtskandidaten mehr für die Konkursprüfung verwendbare Zeit wünschen; ich wünschte, daß man sie ihm wenigstens zu zwei Malen abnähme, damit er Zeit hätte, nicht bloß über die Fächer hinwegzustreifen, sondern in sie hineinzudringen und Liebe und Freude daran zu gewinnen."

Der Bearbeiter der zweiten Preisaufgabe gelangte zu dem Resultat: „In keinem Fach leistet die Fortbildungsschule Besseres, als die ihr vorhergehende Elementarschule, in keinem leistet sie Gleiches, in allen Fächern bleibt sie zurück; und er findet die Ursache in der äußern Einrichtung, ungenügender Stundenzahl und zu großer Menge des Lehrstoffs. Der Rezensent, Hr. Zimmermann von Trasadingen, sucht die Ursache noch tiefer und findet sie besonders in der unzweckmäßigen Auswahl und Behandlung des Lehrstoffes, und auch die Diskussion warf sich auf diesen Punkt. Man fand, daß wenn man die Aufhebung dieser Schule befürworten wolle, nothwendig ein Aequivalent dafür geschaffen werden müsse, was aber bei unsern Verhältnissen nicht wohl möglich sei. Um die bestehende Anstalt fruchtbarer zu machen, müsse man sich nicht sklavisch an den Lehrplan halten, sondern frei wählen und sich hauptsächlich auf die Bedürfnisse der Schüler für ihren künftigen Lebensberuf beschränken. Fast ohne Ausnahme werden sich alle Schüler der Fortbildungsschule später mit Landbau beschäftigen, darum soll Lesen, Schreiben und Rechnen diesen vorzugsweise berücksichtigen, zu welchem Zweck uns ein vorzügliches Hülfsmittel im landwirthschaftlichen Lesebuch von Tschudy schon zu Gebote stehe. Die Mädchen seien besonders im Gartenbau, in Gesundheitslehre und der Kinderpflege zu unterrichten. Wer aber die Fortbildungsschule als bloße Repetirschule behandeln und führen wolle, der werde stets einen ungenügenden Erfolg zu bejammern haben. Herr Nationalrath Dr. Joos machte noch auf die praktische Richtung der Schulen in den vereinigten Staaten aufmerksam und empfahl, von dort her Lehrpläne u. dgl. sich zu verschaffen.

Als zweites Haupttraktandum war bestimmt: Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Kantons, enthaltend die Entwicklung des Schulwesens der Gemeinde Schleitheim von 1798 bis 1850. Der bedeutende Umfang der Arbeit und die vorgerückte Zeit machten jedoch eine Verschiebung auf die nächste Versammlung nothwendig.

Drittes Haupttraktandum: Ueber eine Kantonskarte. Der allgemeine Lehrplan für die Schulen unsers Kantons schreibt vor, daß der geographische Unterricht mit der Beschreibung des Heimatkantons begonnen werden solle; bisher mangelte aber zu diesem Zweck eine entsprechende Wandkarte und jeder mußte sich selbst zu helfen suchen. Der Verein stellte nun die Grundsätze fest, nach welchen eine solche erstellt werden sollte und beschloß, dem Erziehungsrath die bezüglichen Wünsche mitzutheilen.

Noch während der Verhandlungen war unterdessen in einem Vorsaale der Mittagstisch gerichtet worden und nach vollbrachter Arbeit konnten wir nur sogleich zusitzen; leider können sich immer noch nicht alle Mitglieder dazu verstehen, an dem gemeinschaftlichen Essen Theil zu nehmen. Toaste sind bei uns nicht gebräuchlich. Schon um 3 Uhr verabschiedeten sich die Kollegen, welche per Dampfschiff in ihre Heimat zurückkehren wollten, die übrigen hatten noch zwei Stunden Zeit, bis auch sie dem Rufe zur Abfahrt nach Ost und West folgen mußten. Eine Anzahl von ihnen begab sich daher auf die hohe Promenade, um noch eine kleine Nachfeier zu halten. Zu unserer Linken lag die zu neuem Leben erwachte Stadt und schäumend toste der gebändigte Rhein über die ihm gestellten Hindernisse hinweg, bis er sich nach kurzem Laufe vollständig beruhigt hat und seine klaren Wasser ohne Rast dem verhängnißvollen Falle zueilen. Gerade vor uns lagen in der Tiefe auf gewaltigen Dämmen die Schienenwege nach Winterthur und Waldshut und in ganz geringer Entfernung erblickten wir, wenn wir das Auge wieder emporhoben, die Villa des edlen Gönners unserer Wittwen-, Waisen- und Alterskasse, des Hrn. Heinrich Moser auf Charlottenfels. Wir ließen unsere Blicke noch wei-

ter nach Westen schweifen über die Berge hinweg ins liebliche Aargau, und gedachten mit Hochachtung des verdienstvollen Seminardirektors Kettiger, indem wir seines „idealen Lehrplans" mit vollster Anerkennung uns erinnerten; dann machten wir uns an einen unserer ehrenwerthen Nestoren und scherzten mit ihm wegen seiner jugendlichen Begeisterung für die bei uns neu aufgebrachte neueste Methode des deutschen Sprachunterrichts, nach welcher die Kinder durch Vergleichung der Schriftsprache mit der Mundart zum Verständniß der erstern und durch fleißiges Sprechen in ihr zum Gebrauch derselben befähigt werden sollen. So gieng die kurze Zeit unter Scherz und Ernst schnell dahin. Wahrlich, solche Tage sind eine köstliche Zugabe zu den Lehrerfreuden; wohl jedem, der sie mit Lust zu genießen vermag. W.

Luzern. (Korr.) Auf den 29. Juli veranstalteten die ehemaligen Zöglinge des Seminarlehrers Chr. Schnyder, der nach Glarus übersiedelt, eine Zusammenkunft im Emmenbaum, um von ihrem verehrten Lehrer Abschied zu nehmen. Trotz des regnerischen Wetters fanden sie sich zahlreich aus allen Gegenden des Kantons und selbst aus dem fernen Aargau ein. Am Abend, als die Eisenbahn schon den größten Theil fortgenommen hatte, kam ein neues Leben in die Gesellschaft durch die Ankunft der Vereine Harmonie und Frohsinn von Luzern. Da wurde manches kernige Wort gesprochen, manch schönes Lied gesungen. Die Redner sprachen von den Verdiensten, die Herr Schnyder sich um die Lehrerbildung, um den Volksgesang und den Kirchengesang im Kanton Luzern erworben hat; aber auch der Schmerz, daß ein solcher Mann den Kanton verlassen „muß", fand beredten Ausdruck und unser Knorzerregiment die verdiente Züchtigung. Der Tag im Emmenbaum wird als schöne Erinnerung im Herzen manches Sängers, manches Lehrers fortleben; auch dem Herrn Schnyder wird er unvergeßlich bleiben. Hat ihn unser geizige Staat für seine unermüdliche Thätigkeit nur kärglich bedacht, so hat sich Schnyder doch einen Schatz dankbarer Herzen erworben, deren beste Glückwünsche ihn nach Glarus begleiten. A.

Zürich. (Korr.) Bald naht die 33. zürcherische Schulsynode, deren letztes Traktandum die Bestellung ihrer Vorsteherschaft für die nächsten zwei Jahre sein wird. Auf uns hat dieses Geschäft schon oft einen bemühenden Eindruck gemacht, indem uns die Art seiner Abwandlung, gelinde sagt, eine leichtfertige und gedankenlose zu sein schien. Da stimmte der große Haufe — ohne Zweifel in Befolgung der daheim üblichen Praxis — dem zuerst Genannten, den etwa ein guter Freund aus einer Ecke gerufen. Ob aber diese Art der Stellenbesetzung eine würdige sei und einer Versammlung gezieme, die auf Bildung ihrer Mitglieder Anspruch macht, ist für uns eine andere Frage. Da müssen wir am Ende den Göttern Dank wissen, wenn sie durch rechtzeitig ertheilten Avis dafür gesorgt haben, daß nicht alles dem blinden Zufall überlassen bleibe. Denn wenn man zwischen zwei Uebeln zu wählen hat, so wird man sich doch vernünftiger Weise mit dem geringeren bescheiden. Doch wir wollten zunächst nicht über das Wie uns aussprechen, sondern hatten die rein persönliche Seite der Frage im Auge. Es steht uns gegenwärtig kein Verzeichniß der Präsidenten der Synode während der 33 Jahre ihres bisherigen Bestehens zur Verfügung. Aber trotz dessen glauben wir mit der größten Bestimmtheit es aussprechen zu dürfen, daß in diesem langen Zeitraum noch nie ein Mitglied des Primarlehrerstandes diesen Ehrenposten inne hatte. Und doch verhält sich ihre Zahl zu derjenigen der Lehrer an den Sekundarschulen, dem Seminar und den höhern Kantonallehranstalten zusammengenommen wie 3 zu 1. Letztere haben sich übrigens von jeher von der Synode vornehm fern gehalten, so daß sie hier, wo es sich um Bestellung ihres Vorstandes handelt, füglich außer Berücksichtigung fallen dürfen. Dadurch würde aber das Verhältniß der Primarlehrer zu den übrigen Synodalen = 6 : 1. Bürgermeister, Seminardirektoren, Institutsvorsteher, Professoren und Rektoren, Sekundarlehrer, wohl auch Theologen sah man während 33 Jahren auf dem Präsidentenstuhle der Schulsynode, noch nie aber — einen Primarlehrer.

Daß die Letzteren noch nie daran gesetzt haben, einem der Ihrigen diese Würde zu verleihen — schon aus bloßem point d'honneur scheint fast

darauf hinzudeuten, daß dieses Wort in ihren Wörterbüchern fehlt. Oder wie? Sollte etwa unter den 518 Primarlehrern keiner zu finden sein, dem die Synode, ohne sich zu blamiren, während zweier Jahre die Leitung ihrer Verhandlungen anvertrauen dürfte? Dann würde uns die Schamröthe ins Gesicht steigen, auch diesem Volke anzugehören.

Einmal indessen (es war am 3. Okt. 1864,) schien es, daß das Unerhörte geschehen und ein Primarlehrer, der während 4 Jahren die Vizepräsidentenstelle bekleidet hatte, avanciren würde; doch die Bäume dürfen ja nirgends in den Himmel wachsen, und die Primarlehrer waren wirklich allerunterthänigst bereit, dem Ihrigen den Fußtritt (wir hätten fast anders gesagt) zu geben und einen Sekundarlehrer zur höchsten Potenz zu erheben. Damit war das Vaterland für einstweilen gerettet. Um aber die drohende Gefahr nicht so bald wiederkehren zu lassen, erwies sich obbemeldeter Unterthanenverstand noch für weitere 4 Jahre wirksam, indem zum Vizepräsidenten ein Sekundarlehrer und zum Aktuar — ein Sekundarlehrer erkoren wurde. Alter Uebung gemäß — die nur zu Ungunsten eines Gemeinen einmal durchbrochen wurde — werden diese Beiden nun die zwei nächsten Amtsdauern als Präsidenten fungiren und so darf also vor anno 1871 niemandem bangen, daß die Würde des ersten Konsuls nicht in besten Händen liege. — Dürften wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß obige Zeilen bei den Primarlehrern ein „menschliches Rühren" erweckten und in Folge dessen sich eine Art point d'honneur regen wollte, so würden wir uns erlauben, in einer folgenden Nummer einige Namen zu nennen. Inzwischen sei aber den Kollegen zur gefälligen Beachtung des selg. Uhland's Wort empfohlen:

„Hilf Himmel! seh' ich recht?
„Ich hab' verspottet im offenen Saal
„Mein eigenes Geschlecht!" P. in H.

Lesefrüchte.

Der Erzieher wird nie bewirken, daß auf einem wilden Apfelbaum ein Pfirsich wachse; aber er wird es dahin bringen können, daß die Aepfel dieses Baumes süß werden.

Offene Korrespondenz. Eine andere, „loyal-polemisch" gehaltene Einsendung betreffend die zürchr. Schulsynode traf für diese Nummer zu spät ein. — Der Redaktor erhält bisweilen Anfragen über Besetzung von Lehrstellen. Gerne nimmt er auch Anerbietungen, zumal von frühern Zöglingen und andern ihm persönlich bekannten Lehrern entgegen, um vorkommenden Falls davon Gebrauch zu machen; nur kann er natürlich nicht immer einen Erfolg garantiren und, bei der Ueberladung mit andern Arbeiten, sich auch nicht zur Beantwortung bezüglicher Briefe verpflichten, wenn er eine gewünschte Stelle nicht verschaffen kann. Wir verweisen noch speziell auf die heutigen Anzeigen.

Anzeigen.

Als Hauslehrer

könnte ein tüchtiger, noch unverheirateter Lehrer unter annehmbaren Bedingungen und für längere Dauer eine Anstellung erhalten. Frankirte Anmeldungen, denen Zeugnisse beigefügt werden müssen, nimmt in den nächsten 14 Tagen zur Weiterbeförderung entgegen

Kreuzlingen den 29. August 1866.

Rebsamen, Seminardirektor.

Fähigkeitsprüfungen für zürcherische Volksschullehrer.

Es wird anmit eine außerordentliche Fähigkeitsprüfung für Volksschullehrer ausgeschrieben, zu welcher sich die Aspiranten bis spätestens **den 15. September l. J.** mit Beilegung eines Taufscheines, ihrer Zeugnisse über Studien und Sitten und einer kurzen Angabe über ihren Studiengang sowie der Erklärung, ob sie die Prüfung für Primar- oder Sekundarlehrer oder für Fachlehrer auf der Sekundarschulstufe zu bestehen wünschen, anzumelden haben. Zur Prüfung für Sekundarlehrer können nur solche zugelassen werden, welche sich bereits die Wählbarkeit als Primarlehrer erworben haben oder denen der Erz.-Rath die Primarlehrerprüfung zu diesem Zwecke erlassen hat.

Diese Prüfung wird indessen nur dann abgehalten werden, wenn sich eine genügende Zahl von Kandidaten anmeldet, in welchem Falle der Tag der Prüfung den Bewerbern später wird angezeigt werden.

Zürich, den 22. August 1866.

Für die Erziehungsdirektion:

Fr. Schweizer, Direktionssekretär.